

Pardon wird nicht gegeben

Auch Gott irrt zuweilen, wie die Anwesenheit des Menschen auf diesem Planeten beweist. Aber da wir nun mal da sind, danken wir ihm für ein paar weniger folgenschwere Fahrlässigkeiten. Dass er den babylonischen Turm nicht in den Himmel wachsen liess, in alttestamentarisch mythischen Vorzeiten, ist ja ein nachvollziehbarer Entscheid. Aber in der Strafe, die er sich für die Selbsterhöhung des Menschen durch die Baukunst ausdachte, täuschte er sich, zu dessen Glück. Die Sprachverwirrung, mit der er die babylonischen Zungen schlug, ist tatsächlich ein Segen. Stellen wir uns nur vor, alle sprächen die gleiche Sprache, hätten sich aber nichts zu sagen. So bleibt uns die Hoffnung des produktiven Missverstehens.

Im Ernst: Die Vorstellung, Sprache sei, wende einer nur genug Sorgfalt und Können auf, ein genaues System, dem mit Regeln beizukommen wäre, ihre Sphäre gewissermassen die der Wahrheit, ist eine Selbsttäuschung oder gar Lüge der Schulmeister aller Stufen. Die Sprache ist grundsätzlich eine unwägbare, wandelbare, widersprüchliche schwerelose Materie, in der sich das Gesagte, hast du nicht gesehen, ins Gegenteil des Gemeinten verwandelt; ein ziemlich vermischtes Gewässer, auf dem die puristischen Navigationskünstler zuhauf auf die verborgenen Riffs auflaufen. «Ein Mann, ein Wort» ist eine Maxime von altfränkischer Beschränktheit. Ein Wort ist nicht ein Wort, sondern ein weites Feld, sonst würde das **DEUTSCHE WÖRTERBUCH** von Grimm nicht 33 Bände umfassen. Ein Wort hat seine Geschichte, und seine Bedeutung kann sich in erstaunlich kurzer Zeit in ihr Gegenteil verkehren. Mehr noch, ein Wort kann für den einen das eine, für den anderen das Gegenteil bedeuten. Nicht genug: In einer Sprechsituation steht für ein und denselben Sprecher ein Wort für die eine Sache, in einer andern für ihr Gegenteil. Ganz zu schweigen von der alles verunsichernden Ironie.

Die selbst für diese Kolumne etwas sehr weitherschweifende Einleitung meint nur: Die im Lauf der Geschichte schwankende Bedeutung des Worts Jazz ist so aussergewöhnlich auch wieder nicht. Nicht einmal die, die den Unbegriff nicht mochten oder nicht mögen, sind in ihrer Abneigung über einen Leisten zu schlagen. Für Duke Ellington war er ein *four letter word*, der sophistizierte Klangmaler hielt das triviale Bastarden-Parfum, das daran klebte, in jenen Kreisen für nicht gesellschaftsfähig, in die sein Übername zielte. Das Gegenteil meinten die Rockfans und meinen Street Kids der Hardcore- und Hip-Hop-Generation; für die meint «Jazz» genau das, was in fernen achtundsechziger Zeiten einmal *repressiver Kunstanspruch* hiess.

Allerdings, meine ich, geht's dabei nicht allein um die Etiketten, sondern auch um die Sache selbst. Von den zwar auch sich vermehrenden sogenannten *neuen Traditionalisten* einmal abgesehen, welche von *schwarzer klassischer Musik* sprechen, turnen die jüngeren Improvisatoren mit allerhand Verrenkungen um den Jazz herum: *improvisierte Musik*, *afroamerikanische Musik*, was auch immer: nur Jazz wollen sie partout nicht mehr spielen. Wer's trotzdem tut, entschuldigt sich dafür.

So will diese Kolumne zuweilen halt eine Lanze brechen für Platten, die nichts sein wollen als Jazz in seiner direktesten, swingendsten Bedeutung; die Jazz sind und nicht bedeuten, nicht zitieren, parodieren, historisch zelebrieren, demontieren, persiflieren oder was auch immer. Wir leben im Zeitalter des Sentimentalischen, und das kann sich bekanntlich ebenso in der Elegie manifestieren wie in der Satire.

Der ganze Schwampf zieht mir überhaupt nur deshalb durchs Gemüt, weil mir mal wieder eine solche CD auf den Tisch geraten ist, die nichts ist, ausser was sie ist; die keinen neuen Trend anzeigt und keinen alten Trend repetiert. Einfach gute, inspirierte Musik, auf hohem Niveau vergnüglich anzuhören. Drei ziemlich heiss brodelnde Improvisatoren in der einstmals modischen Zusammensetzung Orgel (und zwar dem unverschämten trivialen alten Hammond-Kasten), Gitarre und Schlagzeug. An letzterem sitzt der Leader der Gruppe, Bill Goodwin, bekannt seit fast schon Jahrzehnten aus den Formationen von Phil Woods (als Drummer und als Produzent), ein Wunder von einem swingenden, organischen Rhythmiker. Der Gitarrist ist Vic Juris, und dass der auch schon mal mit Jimmy Smith gearbeitet hat, könnte uns jetzt zu grösseren Exkursen über die Orgel-Gitarren-Formel von eben dem Erfinder der modernen Jazzorgel, Jimmy Smith (mit Wes Montgomery an der Gitarre), über die starken **BLUE NOTE**-Produktionen von Grant Green (mit Larry Young an der Orgel) bis zur äussersten Dehnung dieser Formel in Tony Williams' **LIFETIME** (mit eben dem Young und John McLaughlin) verleiten. Eben das sei unterlassen. Nicht aber die Bemerkung, den Namen Craig Kastelnik, des Organisten in Goodwins Trio, sollte sich jeder merken, der Smith mag oder Shirley Scott. Und dass sich keiner durch die scheinbare Gewöhnlichkeit diese Scheibe von deren schleuniger Anschaffung abhalten lassen soll.

Three Is a Crowd • Bill Goodwin Trio • TCB